

River Jordan

WAS ICH ERLEBTE,
ALS ICH ANFING,
FÜR FREMDE MENSCHEN
ZU BETEN

Aus dem amerikanischen Englisch
von Doris C. Leisering

SCM Hänssler

Der Busbahnhof

Er wird die Gebete der Hilflosen erhören und sich ihren Bitten nicht verschließen.

Psalm 102,18

Der Urlaub war lang. Gefühlt sind wir schon seit Ewigkeiten unterwegs. Zuerst unser großes Familientreffen zum Jahreswechsel, dicht gefolgt von Tante Kates Beerdigung. Irgendwie habe ich es geschafft, Menschen an einer Tankstelle, in einem Motel oder in einem Restaurant zu begegnen und zu wissen, dass ein stilles Gebet ihnen in ihrer Situation helfen könnte.

Ein Höhepunkt unseres Urlaubs war für mich, dass meine Schwiegermutter zu Besuch kam. Sie ist mehr als nur die Mutter meines Mannes; sie ist auch meine Freundin, und sie bei uns zu haben, ist wirklich eine Freude. Aber jetzt hat sie beschlossen, den Heimweg anzutreten, und ist hartnäckig entschlossen, mit dem Bus zu fahren. »Ich kann dabei lesen«, erklärt sie mir, »und stricken. Und es gibt immer interessante Leute zu beobachten.« Ähm ... ja, bestimmt. Ich mache mir einigermaßen Sorgen um sie und denke, dass dies wohl das letzte Mal ist, dass wir einlenken und ihren Wünschen nachgeben.

Wir kommen am Busbahnhof an, wo es von Menschen nur so wimmelt. Sie wirken schon müde, bevor sie ihre Reise überhaupt angetreten haben. Ich beobachte das Gedränge, während wir am Fahrkartenschalter in der Schlange stehen und Mutter Nancy zum richtigen Bus manövrieren.

Ich brauche einen Fremden, denke ich wie ein Jäger, der sich durch ein Meer von Körpern, Taschen und abgenutzten Koffern bewegt. Und irgendwie bin ich ja auch auf der Pirsch – nach Menschen. Ich suche im Geist, denke: *sicher hier – irgendjemand*. Eine

ältere Frau mit dunklem Haar taucht auf und spricht einige Male mit uns und der Dame vor uns. Sie muss es sein, denn wenn Sie sie sehen könnten, wüssten Sie, warum. Garantiert! Ich würde darauf wetten, dass sie es ist! Sie sieht aus, als könnte sie *wirklich* Gebet brauchen. Aber ist das mein Auftrag? Soll ich einfach für jeden beten, der mir über den Weg läuft und aussieht, als könnte er es gebrauchen? Im großen Ganzen betrachtet vielleicht schon, aber für mich geht es um meinen Entschluss, und ich versuche immer noch, ihn richtig zu verstehen. Ich könnte für praktisch jeden Fremden beten, der mir über den Weg läuft und so aussieht, als ob er oder sie Gebet brauchen könnte, und ich hätte ein sehr ausgefülltes Gebetsleben. Aber das hier ist etwas anderes. Ich habe den Eindruck, ich soll jeden Tag für *eine besondere, bestimmte Person* sensibel sein. Diese eine Person zu finden, ist wie die Suche nach einer Nadel im Heuhaufen. Ganz besonders in diesem Moment am Busbahnhof von Nashville. Aber dann geschehen zwei Dinge gleichzeitig.

Eine Frau, die am anderen Schalter auf ihre Fahrkarte wartet, berührt mein Herz. Sie sieht nicht besonders bedürftig aus, aber ich weiß einfach, dass sie meine Fremde ist. Bisher habe ich diese Sache mit dem Neujahrsentschluss einfach akzeptiert und ausgeführt. Still und für mich. Aber in diesem Moment habe ich den Eindruck, dass ich nicht nur für sie beten, sondern ihr auch *sagen* soll, dass ich für sie bete.

Na super. Ganz super. Ich will Ihnen ein wenig von mir erzählen, damit Sie verstehen können, was diese Aufforderung bei mir auslöst.

Ich bin so *ganz und gar keine* Evangelistin. Nicht, wenn es um meinen Glauben geht. Ich stelle mich gern an die Ecke und predige, dass die Leute lesen sollen oder einen Bibliotheksausweis brauchen, aber wenn es um Gott geht, bin ich meistens ziemlich schweigsam. Lassen Sie es mich so sagen: Wenn Ihr Seelenheil davon abhinge, dass ich Ihnen auf der Straße Zeugnis von mei-

nem Glauben gebe, stünden Ihre Chancen nicht besonders gut. Manche Menschen haben diese Gabe, aber nicht ich. Ich kann mit Ihnen über das Wetter reden, darüber, was Sie auf Ihrem iPod haben, über die neueste Fernsehserie oder die Nachrichten von heute, aber nicht über Jesus. Das liegt nicht daran, dass ich nicht an Jesus glaube, denn – nur fürs Protokoll und weil wir gerade dabei sind: Ich *glaube* an ihn. Aber ich denke auch, dass das meine Privatsache ist und Sie Ihren Weg zu Gott schon zu gegebener Zeit finden werden. Damit will ich nichts zu tun haben und auch keine Verantwortung für Sie übernehmen. Also, damit es ganz klar ist: Mit Menschen darüber zu reden, dass ich für sie bete, dreht mir mehr oder weniger den Magen um und jagt mir eine Heidenangst ein. Trotz alledem hole ich tief Luft und bitte meinen Mann, einen Moment auf mich zu warten, weil ich etwas zu erledigen habe. Dann kehre ich zu dem Schalter zurück, wo die Frau immer noch auf ihre Fahrkarte wartet.

Ich gehe langsam auf sie zu, weil ich sie nicht erschrecken will. Mir ist sehr wohl bewusst, dass es etwas seltsam wirken könnte, in der Öffentlichkeit auf Menschen zuzugehen und zu ihnen zu sagen: »Entschuldigen Sie bitte – heute sind Sie mein Fremder/meine Fremde.« Mir ist schon klar, dass man mich als verrückt abstempeln könnte. Ich räuspere mich und spreche die Frau leise an, damit die Dame am Schalter uns nicht hören kann. Ich erzähle ihr von meinem Vorsatz, erkläre ihr, dass sie heute meine Fremde ist und dass ich den ganzen Tag an sie denken und besonders für sie beten werde. Dann passiert etwas ganz Seltsames: Sie schaut mich mit einem Gesichtsausdruck an, den ich nur als »Staunen« bezeichnen kann. Dann fällt sie mir um den Hals. »Wissen Sie, was ich heute Morgen zu Gott gesagt habe? Wissen Sie das? Gerade heute habe ich gebetet und für andere Leute gebetet, aber dann habe ich aufgehört und gefragt: ›Gott, gib es auf dieser ganzen weiten Welt jemanden, der für mich betet?‹«

Was sagt man dazu! »Anscheinend bin ich das«, sage ich und umarme sie auch. »Ich wünsche Ihnen eine gute Heimreise.«

»Ja, die werde ich jetzt haben!« Sie hat ein strahlendes Lächeln auf dem Gesicht und ich verstehe, warum. Gott hatte ihre Frage beantwortet – und mich offenbar dazu gebraucht.

Ich kehre zu meiner Schwiegermutter zurück, sehe sie sicher hinter dem Busfahrer sitzen und schaue mit Tränen in den Augen zu, wie der Bus davonfährt. Ich bin in diesem Moment etwas sentimental – ihretwegen und wegen der anderen Frau, die in die entgegengesetzte Richtung nach Kentucky fährt. Mein Mann fragt mich: »Wo warst du denn?« Ich erzähle ihm die ganze Geschichte. Er ist so erstaunt wie ich und sagt: »Das solltest du aufschreiben.«

Dieser Vorfall am Busbahnhof ist der ausschlaggebende Hinweis, der mir zeigt, dass ich hier nicht nur ein soziales Experiment betreibe. Ich versuche nicht einfach nur, aus dem Sumpf von vergeudeteten Vorsätzen herauszukommen, die nie in die Tat umgesetzt wurden. Ich habe den Eindruck, dass ich hier an etwas sehr Konkretem und Realem beteiligt bin und erkenne, dass es einen Plan gibt, der über mein persönliches Leben hinausgeht. Es bedeutet auch, dass Dinge zum Ziel kommen. Heute empfinde ich ein warmes Gefühl demütiger Zufriedenheit. Meine Gebete sind einer Fremden etwas wert. Und jetzt ist diese Fremde mir etwas wert.

Die Form des Gebets

Die meisten Menschen beten um Kraft, um die Stärke, Dinge zu tun. Wenige Menschen beten um Liebe, um die Qualität, jemand zu sein.

Robert Foster

Gebet kann verschiedene Formen annehmen. Ich denke, es könnte zum Beispiel darin bestehen, einer alten Frau auf der Straße an einem regnerischen Nachmittag eine Mitfahrgelegenheit anzubieten. Oder jemandem, der vor einem Restaurant steht und nichts weiter als Zeit hat, eine Tasse Kaffee und eine Mahlzeit zu spendieren. Manchmal besteht es auch einfach darin, nicht untätig danebenzustehen.

Ich höre, wie das Mädchen vor mir sich über die Theke beugt und die Bedienung dahinter im Flüsterton fragt: »Wie viel kostet eine Portion Gemüse?«

Er nennt ihr den Preis und ich höre, wie sie sagt: »Für ein Gemüse? Nur eine Sorte Gemüse?« Er nickt; sie tritt aus der Reihe und wendet sich mit hängendem Kopf zum Gehen.

»Warte mal«, sage ich, trete selbst aus der Reihe und hebe den Arm, als wollte ich ein Taxi anhalten. »Warte doch mal!«, rufe ich ihr sehr undamenhaft zu. Sie dreht sich um, die Hand am Gesicht, wo sie sich die Tränen abwischt. »Komm her«, sage ich und winke ihr zu, sich zu beeilen. Dabei bemühe ich mich, meine freundlichste Geste zu verwenden. Als sie zu mir kommt, sage ich zu ihr: »Ich mach das schon. Bestell einfach ein Mittagessen.«

»Nein, nein, ist schon gut.«

»Bitte. Lass mich einfach machen. Ist in Ordnung.«

»Ganz sicher?« Sie ist klein, trägt Hosen in Tarnfarbe und ein T-Shirt, das sie zu verschlucken droht.

»Na klar bin ich sicher. Die einzige Bedingung ist, dass du alles bestellen musst.« »Alles« bedeutet in diesem Fall das Tagesgericht. Das ist etwas für Tennessee Typisches: eine Sorte Fleisch, drei Sorten Gemüse, Maisbrot und Eistee. Das ganze Paket.

Manchmal sind Menschen seelisch fast am Ende und halten sich nur gerade so über Wasser. Und wir wissen nie, nie, nie, wie ein einziger weiterer Tropfen Regen diesen Menschen über den Rand in den Abgrund spülen kann. Oder wie ein Wort von uns, ein kleines Angebot, ein Mittagessen, ein Gebet das sein kann, was ihn vom Rand des Abgrunds zurückholt.

»Wie heißt du?«

»Jewel«, antwortet sie und schaut auf ihren Teller. »Vielen, vielen Dank! Sie haben keine Ahnung, wie viel mir das bedeutet. Sie haben *keine* Ahnung!«

»Ich war auch schon in deiner Situation, Jewel. Ich wünsche dir einfach, dass dein Tag ab jetzt besser wird.«

Ich *war* schon in ihrer Situation. Tatsache ist: Ich weiß besser, als mir lieb ist, wie ein Fremder einem anderen helfen kann, diese Sache namens Leben zu überleben. Dann lasse ich Jewel mit ihrem Essen allein. Ich schlage ihr nicht vor, mit ihr zusammen zu essen, weil ich nicht will, dass sie denkt, sie müsste mir dankbar sein. »Pass gut auf dich auf«, sage ich zu ihr und wünsche ihr ein reiches Leben. Ein kurzes, stilles Gebet für Erfolg in ihrem Leben. Dass die unebenen Stellen geebnet werden.

Ein winziges Wort. Wie kann es sein, dass es eine so große Rolle spielt? Doch so ist es. Immer wieder. Dass wir eine Verbindung zueinander haben und dass wir einander brauchen bestätigt sich immer wieder.

Ich war in einem meiner Lieblingsimbissläden und bestellte ein paar italienische Riesensandwiches. Für mich war es einfach nur ein Tag wie jeder andere. Doch als jener Mann an die Theke trat, um meine Bestellung entgegenzunehmen, war es Zeit für etwas mehr als gewöhnlichen Small Talk. Ich hatte ihn nämlich

schon beobachtet, während ich den Käse und das Angebot der Woche begutachtete.

Er verrät mir seinen Namen – Ronnie –, und ich sage ihm, dass ich heute mehr will als nur bestellen. Ich bin auf der Suche nach einem Fremden. Seine Reaktion klingt mir immer noch in den Ohren. Ich habe es schon erlebt, dass meine »Fremden« zu weinen anfangen, mich umarmen und mir mit einem Blick zutiefst danken, doch dieser Mann ist bisher der Einzige, der reagiert hat, als hätte er im Lotto gewonnen. Wirklich. Man könnte meinen, ich hätte nach meiner Erklärung zu meinem Gebetsprojekt und meiner Aussage, er sei heute mein Fremder, außerdem noch gesagt: »Und jetzt dürfen Sie vortreten, denn Sie haben eine Million Dollar gewonnen!«

»Und heute bin ich es?! Heute bin ich der Fremde? Ich bin derjenige?!«

Die Sache ist die: Er ist ohnehin freundlich. Ein Mann, der gern lächelt und sich so agil bewegt wie ein Boxer im Ring. Er ist ... flink. Ich schaue immer nach rechts und links, bevor ich einem Fremden von meinem Entschluss erzähle, und versuche, die Sache nicht so auffällig zu machen, um kein Aufsehen zu erregen. Doch dieses Mal könnte das unvermeidlich sein, weil dieser Mann so laut und lebhaft ist.

»Ich?« Er macht ganze drei Schritte rückwärts. »Und Sie haben mich ausgesucht.« Jetzt kommt er wieder heran. »Mann, Sie haben *keine Ahnung*, wie sehr ich das gebraucht habe.«

»Wirklich?«

»Ja, besonders heute. Sie haben keine Ahnung, was los ist. Mann! Dass ich es heute bin ...!« Seine Stimme wird in absolutem, ungeniertem Entzücken immer lauter.

Ich glaube, ich habe noch nie etwas gewonnen. Ich habe es versucht. Hier und dort habe ich an einigen Preisausschreiben teilgenommen. Einmal war der Hauptpreis eine Reise nach Italien; ich war sicher, ich hätte gewonnen, aber der Anruf kam nicht. Und

alles andere, was ich je »gewonnen« habe, hatte einen Haken. Eine kostenlose Reise? Überraschung: Die Anreise per Flugzeug kostet sechshundert Dollar. Oder ich muss mich binnen drei Stunden entschließen, lebenslanges Mitglied bei irgendetwas zu werden, um einen Fernseher gratis zu bekommen. Doch heute bin ich diejenige, die den Preis vergeben darf. Nur in diesem Fall geht es gar nicht um Geld oder einen Lottogewinn. Ich habe nichts weiter zu bieten als Gebet, als das Versprechen zu beten. Nach dem Lächeln in Ronnies Gesicht zu schließen ist das genug. Danach sehe ich Ronnie noch hin und wieder, aber er kann mich nicht einordnen. Es ist so, wie wenn man jemanden sieht und versucht, sich zu erinnern, woher man ihn kennt, aber die Erinnerungen nicht so zusammensetzen kann, dass man weiß, wo sein Gesicht hingehört. Bei Jewel ist das anders. Zufällig treffe ich sie wieder.

Monate später gehe ich über den Flur eines örtlichen Colleges, und da ist sie – es ist Jewel, aber sie wirkt ganz anders, so als wäre sie von einem Lichtschein umgeben. Jener Tag in der Schlange im Restaurant kommt mir vor wie eine weit entfernte, düstere Erinnerung.

Fast wäre ich an ihr vorbeigegangen – sie hatte sich so sichtlich verändert, dass ich sie kaum erkannte. »Hey! Wie geht es dir?«

»Oh, hallo!« Sie strahlt nur so. »Wirklich gut! Das Studium läuft prima. Ich habe gute Noten und mache bald meinen Abschluss.« Und dann erzählt sie mir etwas über ihre Kurse und Kunst, aber ich höre mir, ehrlich gesagt, die Details gar nicht an. Ich schaue auf den Unterschied in ihrem Gesicht. Wie lebendig sie ist.

Wenn ich auch nur ein klein wenig zu der Wendung in ihrem Leben beigetragen habe, wenn jener eine Tag geholfen hat, sie durch einen stürmischen, hungrigen Nachmittag zu bringen, dann muss ich mich daran erinnern, dass auch die einfachste Tat, die winzigsten Dinge an einem ziemlich gewöhnlichen Tag etwas bewirken können, das mein Verstehen übersteigt. Und dass ich nicht damit aufhören darf. Ich muss in Verbindung bleiben.